

HEYNE <

ZUM BUCH

Längst ist er Kult: James Last, der ungekrönte König des »Easy Listening«. Seit Beginn seiner Karriere in den frühen fünfziger Jahren hat er die Welt erobert und mit unzähligen Stars der Musikgeschichte gearbeitet – von Les Humphries bis Astrud Gilberto, von Freddy Quinn bis Céline Dion, von Milva bis Jan Delay. Die Lebensgeschichte eines Ausnahmekünstlers, der seit über 60 Jahren auf den Konzertbühnen dieser Welt steht.

James Last wird 1929 als Hans Last in Bremen geboren. Nachdem er sich in den Fünfzigerjahren als Arrangeur u.a. für Freddy Quinn, Caterina Valente und Helmut Zacharias einen Namen macht, trifft er Mitte der Sechziger mit seinen *Non Stop Dancing*-Platten den Nerv der Zeit und wird zum Superstar. Mit über 80 Millionen verkauften Platten und unzähligen Auszeichnungen ist er der erfolgreichste Bandleader der Welt. Er lebt in Hamburg und in Florida.

Koautor *Thomas Macho* ist Fernsehregisseur und -produzent und lernte James Last bei den Dreharbeiten zu einer Fernsehdokumentation kennen. Er lebt in Wien.

James Last

mit Thomas Macho

**NON
STOP
LEBEN**
Die Autobiografie

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Erstausgabe dieses Buches
erschien 2006 unter dem Titel: *Mein Leben*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe 04/2015

© 2015/2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich
Umschlagfoto: © Gabo/Agentur Focus
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-453-60352-3

www.heyne.de

Inhalt

Prolog in Palm Beach	9
I Ein Bremer Stadtmusikant	
Hänschen klein	15
Schulzeit unter dem Hakenkreuz	23
Radio Days	34
All that Jazz	43
Waltraud	48
Meine Droge	54
Alaska und ein Seemann	61
II Non Stop Dancing	
Der Beatles neue Kleider	65
Happy Sound	71
Maestro Up To Date	79
Studio Hamburg	85
Jukebox à gogo	90
Zwei Jungs von der Waterkant	96
III Jetset	
Beachpartys	105
Temporausch	112
Kanadisches Last-Fieber – und seine Folgen	116

Pier 66	121
König Husseins »Cigarette«	125
Neue Gesichter in der Last-Familie	128
Cowboy-Betty und der Heilige Geist	134
Sieben Lincolns in Las Vegas	137
Rocker in der Heide	139
Robert und Werner	144

IV Around The World

Südlich des Äquators	151
Exotischer Zauber	160
Genosse Njet	165
Power To The People	170
Hits & Flops	174
Sing mit: die Superfeten	184
Der ganz normale Wahnsinn	189
Caterina	194

V Island Memories

Rule Britannia	203
Irish Stew	215
Toshi San	221

VI Go West!

Schlaflos in New York	231
Ein Phantomkonzert	235
Made in USA	238
Neue Töne	246

VII Starparade

Astrud, Wencke, Milva und Co.	255
Vor der Kamera	272
Hinter der Kamera	279

VIII Achterbahnfahrten

Christine	283
Vater und Sohn	288
Die große Pleite	292
Eine Art von Dinosaurier	300
Computerspielereien	304
Wagnisse	308
Fünfzehn Kraniche	310

IX »They Call Me Hansi«

Eine Lovestory	317
2000 x Live	324
On Stage – Backstage	328
Der Sound des 21. Jahrhunderts	336
Der Bassist von Fettes Brot	340
Die Chinarebellion	348
Im Reich der Mitte	352
»Spiel doch mal ein bisschen violett ...«	358

X Das letzte Kapitel ist noch nicht geschrieben

Ein Tag in Hamburg 2006	367
2015: »Musik ist höhere Offenbarung ...«	372
»... als alle Weisheit und Philosophie«	378

Anhang von Thomas Macho	383
-----------------------------------	-----

Danksagung	419
----------------------	-----

Bildnachweis	419
------------------------	-----

Register	421
--------------------	-----



Prolog in Palm Beach

Heute ist der Vorabend meines siebenundsiebzigsten Geburtstages. Mein Weg war schon ein ziemlich langer und der Horizont meiner Zukunft wird mit jedem Tag enger. Wenn ich mich in meinem Raum umsehe, türmen sich überall Noten, Partituren, Goldene Schallplatten und andere Aufzeichnungen, Fotos, Briefe, Konzertprogramme, Berge von CDs – die Essenz eines Lebens. *Meines* Lebens.

Und wieder Bilder ... Meine Eltern in Bremen. Meine Brüder Werner und Robert. Waltraud, meine erste Frau. Die Kinder Ron und Caterina; im Sommer wird sie mich besuchen kommen, Caterina, mit ihrem Mann und meinen beiden Enkelkindern Lenny und Jeremy. Die Jungs sind meine liebsten Freunde und besten Kritiker: Wenn ich ihnen eine neue

Nummer vorspiele und sie mich bloß mit einem nichts sagenden Blick bedenken, dann weiß ich, dass ich noch etwas besser machen muss. Oder sie tanzen sich einen ab, dass die Bude brennt. Dann liege ich wohl richtig. Für die beiden sind die Sommerferien hier in Florida wie Urlaub im Paradies: der Pool, der Golfplatz, das herrliche Klima – und Opa, der nun endlich rund um die Uhr Zeit für sie hat.

Seit über 30 Jahren zieht es mich in dieses sonnige, entspannte Land. Unser Haus steht inmitten einer herrlichen Golfanlage am elften Loch, einem Par 4, Dogleg nach links, Länge 380 Yards, teilweise über sumpfiges Gelände.

Früher war die ganze Gegend hier ein riesiger Sumpf, der vor Jahren trocken gelegt wurde. Noch heute bevölkern viele exotische Tierarten den Golfplatz: Sandhillcranes, Kormorane, Fischreiher, Bachstelzen, Luchse, Geier, – sogar ein Puma taucht hin und wieder auf. Und am ersten Abschlag sonnt sich gelegentlich ein träger Alligator.

Am Morgen stehen wir gegen sieben Uhr auf. Ehe wir uns an den Frühstückstisch setzen, ist Sport angesagt: Joggen für Christine, Schnellgehen – oder »Walking«, wie das jetzt so schön heißt – für mich. Anschließend schwimmen wir beide einige Bahnen in unserem Pool, und dann gibt's Müsli mit Joghurt. Auf meine »alten Tage« lebe ich – dank Christine – unglaublich gesund.

Die Vormittage verbringe ich in meinem Arbeitszimmer: Ich komponiere, arrangiere, bereite die nächste Tournee oder einen TV-Auftritt vor. Das ist mein Leben, ohne Musik könnte ich nicht atmen.

Ich arbeite heute genauso viele Stunden wie früher, aber ich nehme mir für jedes Arrangement wesentlich mehr Zeit, manchmal sogar Monate. Da noch eine Figur in den Streichern, dort noch ein Crescendo ... Wenn man ohne Songtext arbeitet, muss man die Gefühle mit anderen Mitteln über die Rampe bringen. Funktioniert das nicht, dann gleicht die Musik einem kahlen Zimmer. Dieses Zimmer so auszustatten, dass sich mein Publikum darin wohl fühlt,



Unser tägliches Morgenprogramm hält mich fit:
Walking mit meiner Frau Christine.

das ist eine schöne, wenn auch manchmal schwierige und langwierige Aufgabe. Jeder, der meint, der Computer erleichtere einem die Arbeit, täuscht sich gewaltig. Das Ergebnis wird lediglich perfekter, weil man so unendlich viele Möglichkeiten hat.

Für die Bühne kommt auch noch die Lightshow hinzu. Schon seit Monaten – mehr als ein Jahr vor dem Start der nächsten Tournee –

liegt ein dickes Lichtkonzept vor mir. Früher war in dieser Hinsicht viel dem Zufall überlassen, da hat die Lightshow manchmal erst am Ende der Tournee so richtig geklappt. Jetzt aber verlange ich, dass vom ersten Takt an alles stimmt, denn ich will mein Publikum von Anfang an packen.

Ganz wichtig ist die Eröffnungsnummer, unser Prolog, und der wird diesmal richtig heiß: Ich habe den Song »Somewhere Over The Rainbow« aus dem Film *Der Zauberer von Oz* ausgewählt. Judy Garland hat ihn 1939 gesungen, der Titel ist gerade mal zehn Jahre jünger als ich. Aber wir werden daraus einen tierisch guten Opener machen, im Klangkostüm des Jahres 2006: ein Gewirr von Streicherstimmen in Moll, dazu das Geräusch des Regens. Dann geht über der Halle ein Regenbogen auf, die Stimmung wechselt nach Dur. Zwei Trompeten nehmen links und rechts vom Schlagzeug Aufstellung und spielen die Melodie. Da muss es dich zerreißen, da muss jedem Zuschauer eine Gänsehaut über den Rücken laufen. So, wie mir, wenn ich die Partitur dazu schreibe!

Ist das Kitsch? Joe Dorff, unser neuer Pianist, könnte später im Programm noch eine Nummer singen, wie er das abends nach den Konzerten oft tut, wenn wir in der Hotelbar noch gemütlich beisammen sitzen und zufällig ein Klavier in der Nähe ist. Joe hat eine tolle Stimme, wenn er »I Believe I Can fly« von R. Kelly anstimmt, ist es immer wieder ergreifend. Das ist dann immer unser Signal für das Ende einer langen Nacht, da wissen wir, dass jetzt Schluss ist und es ab in die Betten geht. Oder wir nehmen »You Are So Beautiful« dazu, einen Song von Joe Cocker für den Trompeter Bob Findley, der so großartig mit dem Dämpfer spielen kann. Ich höre genau, wie das klingen muss.

Heute Nachmittag werde ich mit Christine eine Runde Golf spielen gehen. Danach wird gekocht, denn wir haben gerade Besuch aus Wien. Das ist auch der Grund, warum es am Abend wohl wieder

etwas später werden wird. Bei einer Flasche guten Rotweins werden wir auf unserer Terrasse sitzen und die laue Nacht Floridas genießen.

Pünktlich um achtzehn Uhr klingelt das Telefon. In Europa ist jetzt Mitternacht, dort hat soeben der 17. April begonnen, mein Geburtstag. Peter aus der Schweiz ist am Apparat, einer meiner treuesten Fans. Der erste Gratulant. Das Telefon wird wohl die nächsten Stunden nicht mehr aufhören zu läuten, vielleicht wird der Abend auf der Terrasse doch nicht ganz so geruhsam.

Gedanken an vergangene Geburtstagsfeste gehen mir durch den Kopf. Mein Fünfzigster in der ausverkauften Royal Albert Hall in London – tausende Fans brachten mir ein Geburtstagsständchen. Mein Sechzigster in Bremen – wir spielten ein Open-Air-Konzert auf dem Marktplatz; 5 000 Menschen kamen, um mir auf ihre Art zu gratulieren. Mein Siebzigster in Hamburg, als meine Musiker eine große Erinnerungstafel an der Kirche von St. Michael für mich stifteten ... ist das wirklich schon sieben Jahre her?

Ich werde nicht großartig feiern. Gemeinsam mit Christine und meiner Familie werde ich in ein nettes Restaurant zum Essen gehen, wir werden mit einem Gläschen Sekt anstoßen – und ich werde ungläubig feststellen, dass tatsächlich mein achtundsiebzigstes Lebensjahr angebrochen ist.



I Ein Bremer Stadtmusikant

Hänschen klein

Ein Schiff mit dem Namen meiner Heimatstadt errang 1929 – im Jahr meiner Geburt – das Blaue Band für die schnellste Atlantiküberquerung. Die Bremen war ein prächtiger Passagierdampfer, und die Tanzkapelle, die zur Unterhaltung der wohlhabenden Gäste an Bord aufspielte, konnte Titel wie »Ich küsse Ihre Hand, Madame«, »Siboney« und wahrscheinlich auch den großen Schlager des Jahres »Happy Days Are Here Again« angestimmt haben – obwohl angesichts des berüchtigten Schwarzen Freitags an der New Yorker Börse und der beginnenden Weltwirtschaftskrise von »glücklichen Tagen« eher kaum die Rede sein mochte.

Als ich am 17. April geboren wurde, war unser Haus in der Helmholtz-

straße 33 im Bremer Stadtteil Sebaldsbrück noch längst nicht fertig gestellt. Die Treppe in den ersten Stock war noch in Bau, sodass mein Vater mich des Abends über eine Hühnerleiter zu Bett bringen musste. Dieses Schweben in den Armen meines Vaters ist meine erste konkrete Kindheitserinnerung – obwohl es eigentlich kaum möglich ist, denn ich war damals noch nicht einmal ein Jahr alt.

Die Familie meines Vaters Louis Last war berüchtigt in ganz Bremen: zwölf Kinder, zehn davon Jungs, fast ausnahmslos Sportboxer. Als Halbstarke machten sie früher die Stadt unsicher. Wenn die Gang in eine Kneipe einfiel, hieß es nur: »Achtung, Leute, die Lasts!« Die Jungs spazierten zur Vordertür hinein, jeder goss sich ein Bier hinter die Binde, dann ging's zur Hintertür wieder hinaus. Bezahlt hatte keiner. Lauter verrückte Kerle.

Ich kam als jüngster Spross einer richtigen Großfamilie zur Welt. Die erste Frau meines Vaters war in jungen Jahren gestorben, und so hatte er drei Kinder in die zweite Ehe mitgebracht: Bernhard, Fred und Minna, die ihren Namen aber so fürchterlich fand, dass sie sich von jedermann nur Gitta nennen ließ. Bernhard war 15 Jahre älter als ich, für mich war er immer nur »der Bruder«. Als ich einmal in der Schule einen Aufsatz über meine Familie verfassen sollte, schrieb ich tatsächlich: »Mein ältester Bruder heißt Bruder.«

Ich hingegen war sein »Boy«; er kommandierte mich herum, und ich war stolz darauf, für ihn die Bude sauber machen zu dürfen.

Für meine Mutter Martha war es bestimmt nicht einfach, eine solche »Mitgift« ins Haus geliefert zu bekommen, aber sie hatte ein riesengroßes Herz und war der Meinung, dass in unserer Familie Platz genug für weitere Kinder sei. Und so kamen noch wir drei dazu: Robert, Werner und ich, das Nesthäkchen der Lasts.

Mein Vater war ein kleiner Beamter bei den Bremer Stadtwerken, und Mutter war Hausfrau. Bei einem so üppigen Kindersegen war es klar, dass es in unserer Familie nicht besonders luxuriös zugehen

konnte: Unter der Woche gab es meistens Eintopf, tagelang aus demselben Kessel, immer wieder aufgewärmt. Freitags machte sich meine Mutter mit mir auf den Weg zu den Bremer Stadtwerken, um Vaters Lohntüte abzuholen. Mit diesem Geld ging sie dann von Laden zu Laden, um Reste einzukaufen: Wurstzipfel, Kuchenränder, all das, was die »besseren« Leute verschmähten. Aber wenn wir an den Wochenenden Wurst aufs Brot bekamen, war das für uns ein gehöriges Festessen. Erst als ich deutlich älter war, gab es hin und wieder sogar mal ein Kotelett.



Ein Bremer Leichtmatrose in jungen Jahren.

Bei uns wurde immer gemeinsam gegessen: Abends pünktlich um fünf Uhr kam Vater heim, dann versammelte sich die ganze Familie um den Tisch, und los ging's. Die Teller wurden allesamt leer geputzt, das war ganz selbstverständlich.

Sebaldsbrück lag damals noch am Stadtrand von Bremen. In unserer Straße gab es lauter Doppelhäuser, nur das Haus der Lasts stand für sich allein. Es war, wie gesagt, ein Neubau, für den meine Eltern sich jeden Ziegelstein vom Munde abgespart hatten. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche und zwei Zimmer, im ersten Stock gab es drei Schlafzimmer. Als Jüngster durfte ich im Zimmer meiner Eltern schlafen.

An das Haus angebaut war eine Waschküche, und an diesem Anbau hing noch ein Anbau: unser Klosett mit Sickergrube. Die

musste natürlich von Zeit zu Zeit geleert werden, was mein Vater mit dem sehr drastischen Ausdruck »Aale fischen« umschrieb.

Ein Paradies für mich und meine Freunde war der Garten vor dem Häuschen: Dort konnten wir nach Herzenslust herumtollen und Krach machen. Mein Lieblingsplatz war lange Zeit ein Sandkasten, den mein Vater für uns gebaut hatte.

Als ich zu meinem zehnten Geburtstag ein Schuco-Auto bekam, war ich überglücklich und verlegte meinen Spielplatz auf die Straße. Die war damals noch längst nicht asphaltiert, und den Löwenanteil am Verkehrsgeschehen bestritt wohl ich mit dem Schuco. Es hatte einen richtigen Schalthebel, ich kam mir damit vor wie ein Erwachsener. Im Winter habe ich mit dem Auto Reifentests gemacht: In unserem Haus gab es natürlich noch keine Zentralheizung, nur einen Ofen im Wohnzimmer und den Küchenherd, an den Mutter ihre Füße hielt, wenn ihr kalt war. Über Nacht ging der Herd aus, die Küche kühlte ab, und das Kondenswasser, das den ganzen Tag über die Fensterscheiben rann, bildete auf der Fensterbank kleine Eisflächen. Auf dem eisigen Boden musste das Schuco-Auto dann Kurven- und Beschleunigungstests bestehen. Die Räder drehten durch, und ich stellte ganz eindeutig fest, dass ab sieben Grad Außentemperatur Winterreifen angebracht waren.

Von teurerem Spielzeug wie einer elektrischen Eisenbahn – meinem allergrößten Wunsch – konnte ich selbst zu Weihnachten nur träumen. Aber wir hatten stets einen riesengroßen Christbaum, der bis zur Zimmerdecke reichte. Vater hat ihn Jahr für Jahr mit alten Eisenkugeln aus seiner ersten Ehe geschmückt, sehr zum Missfallen meiner Mutter. Aber da war er gnadenlos: Die hässlichen Dinger mussten immer ganz vorn hängen. Und jedes Jahr lief zu Weihnachten eine Schellackplatte mit dem berühmten Zwischenspiel aus der Oper *Notre-Dame* von Franz Schmidt, Vaters Lieblingsstück. Viele

Jahre später habe ich diesen Titel für ihn auf einer meiner Klassik-LPs aufgenommen.

Sobald Vater von der Arbeit heimkam, war er für uns Kinder da. Im Sommer, wenn das Wetter mitspielte, packten wir die kalten Reste des Essens vom Vorabend und ein »Apfelsinchen« ein und fuhren mit Papa zum Schwimmen an die Weser – einfach herrlich! Die größte Leidenschaft meines Vaters aber war die Musik: Jedes Wochenende zog er los, um auf irgendeiner Hochzeit, einer Taufe oder einem Dorffest zu spielen. Er besaß einen Fahrradanhänger, in dem er sein Bandoneon und sein Schlagzeug verstaute, und so ausgestattet, machte er sich auf den Weg. Er war oft schon eine Stunde früher da als vereinbart, denn er konnte es meist gar nicht erwarten, bis es endlich losging. Manchmal spielte er »kombiniert«, das heißt, er bediente zwei Instrumente gleichzeitig. An den Füßen hatte er eine Hi-Hat und eine Bass Drum, an den Händen das Bandoneon. Erstaunlicherweise hatte mein Vater ein absolutes Gehör – und er war der Erste, der mir Tricks beibrachte, die ich später beim Arrangieren gebrauchen konnte: »Beim Tonartwechsel musst du eine kleine Terz hochgehen ...« Und obwohl wir eine Menge Noten zu Hause hatten, spielte er meist aus dem Gedächtnis.

»Muggen« hießen diese Veranstaltungen, und für vier Mark haute er die ganze Nacht lang rein. Manchmal spielte er kleine »Eigenkompositionen«, einfach so, aus dem Hut, die nannte er dann »Delmenhorster« – bis heute ist es mir ein Rätsel, warum gerade der Ort Delmenhorst als Namensgeber für seine Improvisationen herhalten musste. Um drei oder vier Uhr in der Früh kam Vater todmüde nach Hause, setzte sich einfach an den Küchentisch, legte den Kopf auf die Tischplatte und schlief eine Runde. Um sechs Uhr musste er schon wieder zur Arbeit ins E-Werk.

Diese Mucken waren für meinen Vater ein wichtiger Teil seines Lebens – in doppelter Hinsicht: Da er nie auch nur einen Pfennig aus

seiner Lohntüte nahm, verdiente er sich mit seinen Auftritten ein eigenes Taschengeld – und selbst davon gab er uns Kindern noch etwas ab. Herrschte bei meinen älteren Brüdern Ebbe in der Brieftasche, hieß es nur: »Vadder, haste mal ne Mark?«, und schon zückte er sein uraltes Portemonnaie, und da war immer etwas für sie drin. Für sich selbst benötigte er nicht viel: Ging er in die Kneipe auf ein Bier, wurde er sowieso immer eingeladen, weil er am besten erzählen konnte. In seiner Jugend war er zur See gefahren, und von jener Zeit hatte er so viele Geschichten auf Lager, dass ihm der Stoff nie ausging. Damit konnte er seine Kumpels stundenlang unterhalten.

Oft sah ich ihn, wenn er als Gasableser unterwegs war, in einem Vorgarten stehen, eine Tasse Kaffee in der Hand und mit einer Kundin, deren Zähler er gerade kontrolliert hatte, plaudern und lachen – er nahm alle ein bisschen auf die Schippe, und dabei hatte er seinen Spaß. Vielleicht war diese leicht verrückte Seite ja sein Ausgleich zu der Arbeit als Beamter.

Wenn er mal einkaufen ging, dauerte es Stunden, bis er wiederkam. »In der Zeit, wo du einkaufen gehst, haben andere Leute eine ganze Weltreise gemacht«, hieß es dann.

»Wozu lebe ich, wenn ich nicht lebe!«, lautete seine Devise, ein Wahlspruch, den auch ich für mein Leben übernommen habe. Als ich – als erwachsener Mann – einmal im Krankenhaus lag, sollte mein Vater mich besuchen. Es war zur Zeit der Visite, doch niemand kam, weder mein Vater noch der Arzt. Die saßen nämlich beide im Nebenzimmer, und Vater erzählte und erzählte – und als sie dann vor meinem Bett standen, war der Doktor schwer beeindruckt: »Ihr Vater ist ja ein toller Mann!« Er war ein Mensch, der das Bedürfnis hatte, alles, was er besaß, herzugeben, alles zu teilen. Diese Eigenschaft habe ich wohl von ihm mitbekommen.

Das Verhältnis zu meinen Brüdern war wunderbar, ich war für sie das Nesthäkchen. Wir waren nie wirklich Spielgefährten, dazu war

der Altersunterschied zu groß. Aber wir waren eine Komikerfamilie, es wurde andauernd Unsinn gemacht, auch mein Vater war immer mit dabei. Werner war von uns allen der begabteste Clown; mit seinen bühnenreifen Showeinlagen hat er unsere gutmütige Mutter oft fürchterlich veräppelt, sie musste ganz schön was aushalten. Im Gegensatz zu meinen Halbgeschwistern, die alle drei recht unmusikalisch waren, haben meine Brüder und ich Vaters Begeisterung für die Musik geerbt. Werner übte Posaune, Vater trommelte in der überheizten Küche auf dem Schlagzeug vor sich hin, und Robert hatte ständig sein Saxophon griffbereit. Einmal hatte er ein hübsches junges Mädchen getroffen, mit dem er sich an der Bushaltestelle treffen sollte. Aber stattdessen blies er ohne Ende auf seinem Sax. Als wir ihn darauf aufmerksam machten – »Robert, du bist schon viel zu spät dran, du triffst doch jetzt deine neue Flamme!« –, meinte er nur: »Ooch, die Kleine kann warten, das Üben ist wichtiger!«

Unser Zuhause war die reinste Musikschule, ich brauchte sozusagen nur mehr die Noten zusammenzukehren. Im Wohnzimmer stand ein Klavier, das früher ein elektrisches Pianino gewesen war. Wir hatten die Walze herausgenommen, und ich klimperte darauf meine ersten Tonleitern.

Unsere Mutter ertrug diesen Zirkus mit Geduld. Ihre Familie war nicht sonderlich musikalisch, nur ein Bruder von ihr, Onkel Leo, ein verträumter Mensch, spielte Violine. Mutter stammte ebenfalls aus Bremen, Martha Johanna Louise Rex. Sie war immer für uns da, ohne Unterlass, obwohl ein so großer Haushalt eine Menge Arbeit bedeutete – vor allem mit den für heutige Begriffe völlig unzureichenden Gerätschaften der damaligen Zeit. Ich sehe mich noch mit ihr in der Waschküche stehen, an einer großen Mangel, und ihr beim Auswringen riesiger Wäscheberge helfen. Das Wasser aus dem Waschkessel verwendeten wir anschließend als Badewasser, daher war die Waschküche zugleich unser Badezimmer. Im Winter war das

ein sehr kurzes Vergnügen, denn wenn der Ofen, auf dem der Kessel aufgeheizt wurde, wieder ausgekühlt war, konnte man in der Waschküche fast Schlittschuh laufen.

Früher hörte ich meine Mutter gelegentlich klagen: »Ich hab ja gar nichts vom Leben, bei so vielen Kindern ...« Aber selbst wenn sie hin und wieder jammerte: Sie war im Grunde ihres Herzens sehr glücklich, und hätte sie sich keine große Familie gewünscht, hätte sie bestimmt keinen Mann mit drei Kindern geheiratet. Vater nahm sie oft auf den Arm, und seinen gutmütigen Witz hat sie meistens erst mit einiger Zeitverzögerung begriffen.

Uns Kindern ließ sie stets lange Zügel. »Wenn du mich mal schlägst«, sagte ich frech zu ihr, »dann kneif ich dich in die Krampfadern!« Das war aber schon der Gipfelpunkt an Auseinandersetzung: Trotz der beengten Wohnsituation gab es in der Familie nie wirklich ein böses Wort, weder zwischen den Eltern noch zwischen uns Geschwistern. Wenn ich an damals, an meine Familie denke, sehe ich immer nur lächelnde Gesichter vor mir.

Zu meiner Mutter hatte ich auch später ein sehr inniges Verhältnis: Als ich längst in Florida lebte, kamen meine Eltern gelegentlich zu Besuch nach Ft. Lauderdale, und dort holten wir die Urlaube nach, die sie sich früher nie hatten leisten können. Zweimal flog ich extra zu Mutters Geburtstag für einen Tag aus den USA nach Deutschland: Ich wollte sie überraschen, und so stieg ich ein paar Häuser vor der Helmholtzstraße Nummer 33 aus dem Taxi aus. Da konnte ich sie schon sehen, wie sie am Fensterbrett lehnte und die Straße hinabkuckte. Wer da wohl kommt? Immer ungläubiger wurde ihr Blick, immer größer die Augen, bis es endlich aus ihr hervorbrach: »Ja, Haaansi! Bist du's wirklich?! Was machst denn du da!?!«

Bis zu ihrem Tod wohnte Mutter in unserem alten Haus in Sebaldsbrück, dem Haus meiner Kindheit ...

Schulzeit unter dem Hakenkreuz

Meine gesamte Schulzeit – vom Beginn der Volksschule in Bremen bis zum Ende der Musikschule in Bückeberg – verbrachte ich in Nazi-Deutschland. Zum Zeitpunkt von Hitlers Machtergreifung war ich gerade mal vier Jahre alt – das Hakenkreuz, die Aufmärsche und die Uniformen waren daher allgegenwärtig und selbstverständlich, für mich und meine Freunde in unserer kleinen Welt in der Helmholtzstraße aber scheinbar bedeutungslos.

Ich war kein besonders guter Schüler und ein ziemlich schüchternen Junge, eigentlich ein ganz Braver. Dennoch bekam ich zweimal Ohrfeigen, an die ich mich deshalb so genau erinnere, weil sie so ungerecht waren: Einmal knallte mir der Lehrer beim Schul-singen in der Turnhalle in Sebaldsbrück eine auf die Backe, weil ich angeblich geredet hätte. Ich war völlig unschuldig, aber der Schlag war so derb, dass ich schließlich eine Mittelohrentzündung bekam. Das andere Mal ging es um verbogene Garderobehaken. Ich saß in der letzten Klassenreihe, hinter mir befand sich die Kleiderablage – und ein Mitschüler hatte sich ausgerechnet auf meine Bank gesetzt und mit den Füßen alle Haken krumm gebogen. Da kam der Klassenlehrer mit empörter Miene auf mich zugestürzt.

»Was haste da gemacht!?!«, rief er erbost.

»Das war ich nicht ...«, entgegnete ich kleinlaut.

»Das kann jeder sagen!«, behauptete er und baute sich vor mir auf. Und schon bekam ich meine Ohrfeigen ab.

Ich habe bei diesen Herrschaften zwar nie ein Parteiabzeichen gesehen, die Schulzeit in Bremen verlief im Wesentlichen ideologiefrei – aber wenn ich darüber nachdenke: Einige meiner Lehrer hätten sehr wohl Nazis gewesen sein können.

Der Kontakt zu manchen meiner frühen Schulfreunde riss trotz der großen zeitlichen und räumlichen Distanz nie ganz ab. Wenn ich mit meinem Orchester hin und wieder in Bremen Fernsehaufzeichnungen hatte, dann tauchten sie immer wieder auf. Einer von ihnen, Günter Boschen, wohnte damals bei uns in der Straße, er war Vollwaise und lebte bei seinen Adoptiveltern. Zu seinem Geburtstag schenkte ich ihm einmal meine alte Quetsche, und als ich selbst meinen Sechzigsten feierte, kam er mit dem mittlerweile schon fast antiken Ding an und schenkte es mir wieder zurück.

Es war ein starker Zusammenhalt unter uns in dieser kleinen Straße; als etwa Günter Scharlach hatte und vom Krankenwagen abgeholt wurde, standen wir Kinder alle winkend um das Auto herum und riefen: »Tschüss, komm bald wieder!«

Eines Tages spielte ich auf der Straße mit meinem geliebten Schuco-Auto, da vernahm ich aus dem Radio am Küchenfenster Hitlers Stimme: »... seit 4 Uhr 45 wird zurückgeschossen ...« Es war der 1. September 1939, und er verkündete vor dem Reichstag in Berlin die inszenierte Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Polen. Ich hatte natürlich keine Ahnung, was in Wahrheit da vor sich ging, aber als ich – ein zehnjähriger Junge – etwas von Schießen und Krieg hörte, war für mich ganz klar: »Wir« würden auf jeden Fall gewinnen. Denn »wir« hatten ja Max Schmeling, und Max Schmeling war der stärkste Boxer auf der ganzen Welt, gegen den hatten die anderen keine Chance.

Wenn ich mir das heute so überlege, waren das natürlich eher die Gedanken eines Sechsjährigen. Ich war – übrigens in vielerlei Hinsicht, wie sich noch zeigen wird – ein ziemlicher Spätzünder. Wie hätte ich damals auch ahnen können, dass ich die unfassbare Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, die für mich mit derart kindlich naiven Überlegungen begann, nur deshalb völlig unbeschadet überstehen würde, weil ich etwas »zu spät« geboren worden war? Der

Krieg war für mich eine völlig abstrakte Vorstellung – es handelte sich um etwas, das weit, weit weg stattfand, das nichts mit meinem Leben zu tun hatte.

Zu Hause wurde nicht über Politik gesprochen; allerdings hörten wir via Radio London die ausländischen Nachrichten, die nach kurzer Zeit doch sehr anders klangen als das, was uns die Reichspropaganda vorgaukelte. »Dumdumdumdummmm, dumdumdumdummmm – hier ist die BBC mit ihrem deutschsprachigen Service«, klang es abendlich aus dem Küchenfenster. Dann rief die Nachbarin in bestem Platt zu uns rüber: »Herr Last, wat hedd er gesächt!?!«

Eines Tages klopfte es lautstark an unserer Tür, während in der Küche der streng verbotene Feindsender lief – aber es war nicht die Polizei, nur ein wohlmeinender Anwohner. »Mensch, Herr Last, stellen Sie doch Ihr Radio leiser, da kann ja die ganze Straße mithören!«

In unserer unmittelbaren Umgebung lebten keine eingefleischten Nazis, die hätten bestimmt nicht so locker reagiert. Allerdings wurde eines Tages ein Herr Haupt, der auf der anderen Straßenseite wohnte, in seinem Haus verhaftet – aus politischen Gründen, wie man munkelte. Er soll im KZ gewesen sein, überlebte diese Schrecken aber glücklicherweise und schloss sich nach dem Krieg der SPD an.

Auch in den schwierigen Kriegsjahren gab es für uns subjektiv keine Not: Wir hatten ja schon in Friedenszeiten äußerst bescheiden gelebt, der Unterschied war also eher gering. Ab und zu half ich beim Bäcker oder beim Schlachter in unserer Straße aus, um ein paar Lebensmittel für uns dazuzuverdienen: Lebensmittelmarken abrechnen, Brot in den Ofen schieben ... Dafür bekam ich hier ein Brötchen und dort ein Stück Wurst ab, aber das war im Grunde keine Arbeit für mich, das machte mir Spaß.

Doch langsam, aber unaufhörlich rückte das Donnern der Kanonen näher, und dann war der Schrecken plötzlich auch vor unserer

Haustür: Meine Brüder, die zuvor in den Rüstungsbetrieben Borgward und Focke-Wulf gearbeitet hatten, wurden zur Wehrmacht eingezogen. Von einem Tag auf den anderen wurde es in unserem Haus sehr still. Statt zu acht waren wir nur mehr zu viert: die Eltern, meine Schwester Minna und ich. Da sowohl Focke-Wulf als auch Borgward in Bremen produzierten – Borgward sogar in unserem Stadtteil Sebaldsbrück –, war die Stadt ab 1941 ein wichtiges Ziel für Bombenangriffe der Royal Air Force. Vater war beim Luftschutz, und ich war sein Melder. Ich bekam einen Helm mit einem großen weißen »M« darauf und musste nachts, wenn die Flieger kamen und die Bomben fielen, raus aus dem Bunker und durch Bombensplitter, Abwehrfeuer und herabstürzende Häuserteile zu den Kommandostellen laufen, um Meldung zu machen.

Ich war viel zu aufgeregt, um bei diesen abenteuerlichen Meldegängen Angst zu verspüren. Irgendjemand hielt wohl seine schützende Hand über mich – nie erlitt ich auch nur die kleinste Schramme. Später dann, im Jahre 1943, wurde uns der Schrecken des Krieges jedoch noch deutlich gemacht. Zunächst einmal sahen wir in einer Julinacht vom Balkon unseres Hauses ein helles Feuer am Horizont; es war Hamburg, wie es im alliierten Bombenhagel brannte. Doch für unsere Familie sollte es noch schlimmer kommen, als es, ebenfalls 1943, an unserer Haustür läutete. Ich öffnete, draußen stand der Bürgermeister von Sebaldsbrück, der sonst nie zu uns kam.

Er fragte mich, ob meine Eltern zu Hause seien.

Mutter stand schon hinter mir.

Er sagte nur: »Ihr Sohn Bernhard ...« Weiter brauchte er gar nicht mehr zu reden. Wir liefen zu meinem Vater, der gerade im Garten seine geliebten Obstbäume beschnitt.

»Vadder, Bernhard ist gefallen!«

Vater brach zusammen, er legte sich auf den Boden und weinte wie ein kleines Kind. Auch für mich stürzte eine Welt ein: Bernhard, mein

geliebter großer Bruder, der in vielen Dingen auch ein großes Vorbild war und auf den meine ganze Familie immer unendlich stolz war, war nicht mehr am Leben! Das schien mir vollkommen unvorstellbar. Bilder tauchten auf: wie er, der von Beruf Schneider war, an seiner Nähmaschine stand und wie er auf dem Deckel den Rhythmus der Musik aus dem Radio mitklopfte. Ich dachte an unsere letzten gemeinsamen Abende, wenn er von der Front auf Heimaturlaub in die Helmholtzstraße gekommen war: Da lud er Freundinnen ein, und stolz durfte ich für die »Großen« Platten auflegen. Helmut Zacharias spielte »Sweet and Lovely«, zu Deutsch: »Wen ich liebe«, es wurde ein wenig geschwoft. Dann hieß es: »Boy, ab ins Bett«, und somit war der Abend für mich gelaufen. Für Bernhard hingegen fing er in diesem Moment wohl gerade erst so richtig an ... ein vielleicht letzter Augenblick von Glück in seinem viel zu kurzen Leben.

Erst vor kurzem fand ich in alten Unterlagen den Brief eines seiner Kameraden, in dem dieser die tragischen Umstände von Bernhards Tod beschrieb: Es geschah während des »glorreichen« Russlandfeldzuges der Deutschen Wehrmacht, mein Bruder saß im Schützenloch, ein Panzer wendete auf ihn.

Sein früher Tod hat meine tiefe Abscheu gegen jede Art von Krieg ein für alle Mal festgeschrieben.

Damals verinnerlichte ich noch etwas anderes: Das Leben muss weitergehen, auch wenn rings um einen alles zerbricht. Unsere Eltern versuchten niemals, uns Kinder beruflich in eine bestimmte Richtung zu drängen, es gab nie ein »Du musst dieses oder jenes tun!«. Alles, was ich in meinem Leben erreicht habe, kommt aus mir heraus, aus meinem eigenen Antrieb. Etwas tun zu müssen, erzeugt Widerspruch und Aggression, das Nichtmüssen hingegen macht frei. Mein Vater meinte: »Nichts ist schlimmer, als einen Beruf zu haben, der keinen Spaß macht und in dem man sich jahrzehntelang

nur herumquält. Lieber weniger Geld, aber dafür glücklich!« Ich denke, er wusste genau, wovon er sprach. Wahrscheinlich wäre er ohne seine wöchentlichen Ausflüge in die Welt der Unterhaltung und der Musik niemals ein zufriedener Mensch geworden.

Dass die Musik auch für uns eine wichtige Rolle spielen würde, daran gab es kaum je einen ernsthaften Zweifel: Robert und Werner, acht und sechs Jahre älter als ich, hatten privat Musikunterricht genommen; das Geld dafür hatten sie sich mit ihrer Arbeit für die Rüstungsbetriebe selbst verdient. Als ich 14 Jahre alt war und sich die Frage der Ausbildung bei mir stellte, unterstützten die beiden meinen Wunsch, mich ebenfalls der Musik zuzuwenden. »Geh bloß nicht in die Rüstungsbetriebe, sieh zu, dass du auf eine anständige Musikschule kommst«, meinten sie einstimmig.

Dabei war ich alles andere als ein Wunderkind. Meinen ersten Klavierunterricht erhielt ich im Alter von 12 Jahren. Meine Lehrerin war eine Dame, Frau war sie nicht so sehr. Wenn ich ihr meine Übungsstücke vorspielte, kuckte sie aus dem Fenster und sah gelangweilt auf den noch sehr spärlichen Verkehr. Sie war eine typische Lehrerin ältester Prägung und wollte mir dauernd beweisen, was ich alles nicht konnte. Nach einem Jahr erklärte sie im Brustton der Überzeugung: »Mein Lieber, aus dir wird sowieso nichts, Musik ist nicht dein Weg, such dir eine sinnvollere Beschäftigung ...«

Trotz dieses vernichtenden Urteils gab ich nicht auf. Mein nächster Klavierlehrer hieß Ernst Wellen, und er war wie ein Vater zu mir, ruhig, kompetent und mit dem richtigen Gespür für mein Musikgefühl. Er stellte seine Tasse Kaffee auf dem Flügel ab – aber so, dass sie nicht klapperte –, und dann sprachen wir über jedes Detail: über Notierung, Melodienbögen und den richtigen Ausdruck. Er hat mir meine Freude an Musik wieder geschenkt. Heute weiß man, dass man ein Talent fördern und unterstützen muss. Gott sei Dank wusste es Ernst Wellen schon damals.

In der sich immer dramatischer zuspitzenden Lage des Deutschen Reiches im Jahr 1943 waren sämtliche privaten Musikschulen längst geschlossen. Als einziger Ausweg für meine musikalische Weiterbildung blieb mir daher eine Heeresmusikschule. Nach einem Jahr Unterricht bei Meister Wellen konnte ich es riskieren, zur Aufnahmeprüfung an der Heeresmusikschule in Frankfurt anzutreten. Da saßen die honorigen Herren – nicht in Uniform, sondern in Anzug und Schlips – und lauschten meiner Darbietung der bachschen Inventionen mit strengem Blick und noch strengeren Ohren. Ich bin ganz und gar kein Prüfungsmensch, das hagere Hänschen schlotterte damals ordentlich, aber ich schaffte die erste Hürde. Danach kam noch eine Sportprüfung, und obwohl ich eigentlich ein sportlicher Bursche war, konnte ich nie gut werfen. Nun musste ich aber ausgerechnet zum Schlagballwerfen antreten! Es gelang mir nur ein kümmerlicher Wurf, und ich dachte schon, dass ich meine Chance verspielt hätte.

Offensichtlich wurde meinem »Versagen« jedoch nicht allzu viel Gewicht beigemessen, denn schlussendlich nahm man mich doch an der Schule auf.

Eigentlich wollte ich Klarinette studieren, aber man hatte höheren Orts bereits entschieden, dass ich das Fagott zu erlernen hätte. Noch bevor ich meinen ersten Schultag antreten konnte, wurde die Schule in Frankfurt ausgebombt, und so wurde ich in das romantische Städtchen Bückeburg in der Nähe von Hannover verlegt.

Als ich die Schule betrat, stand ich gemeinsam mit fünfzig anderen Neulingen vor der versammelten Lehrerschaft: Der Erste rechts war Herr Rieb, im niedrigen Rang eines Oberschützen. Wenn der nur Oberschütze ist, sagte ich mir, dann ist er bestimmt ein guter Mensch und ein noch besserer Musiker, sonst wäre ja ein Feldwebel aus ihm geworden, oder – noch unmusikalischer – gar ein Leutnant!

Oberschütze Rieb war für den Bassunterricht zuständig, außerdem war er Herr über die Instrumentenkammer und ein wohlwollender Allerweltsmusikfreund. Er war mir auf Anhieb sympathisch, erinnerte er mich doch an Meister Wellen. Er sollte also mein Lehrer werden. Ich überlegte mir damals schon, später mal mit Robert und Werner Tanzmusik zu machen. Da war der Bass natürlich spannend, weil er sich gut mit Schlagzeug und Akkordeon ergänzte – den Instrumenten, die meine Brüder spielten; bis dato hatten sich die beiden damit begnügt, den Bass hin und wieder im Stil der Flying Pickets mit dem Mund nachzuahmen.

»Und welches Blasinstrument willst du spielen?«, fragte Oberschütze Rieb. Abermals versuchte ich es mit meinem Wunsch nach Klarinettenunterricht und dachte dabei an Benny Goodman. Der war mir längst ein Begriff, sein Gesicht kannte ich aus den Bremer Gaswerken: Immer, wenn ich mit meiner Mutter Vaters Lohntüte abholen ging, fiel mir in den Büros ein Plakat mit dem Foto eines Klarinettenisten auf, darunter stand: »Verbrecherhände greifen das A«. Dieser Klarinettenist war Benny Goodman. In der Reichspropaganda war von dem »Swing-Juden Benni Gutmann aus Neu York« die Rede. Das machte mich eigentlich erst richtig auf ihn aufmerksam. Also Klarinette.

»Das geht leider nicht. Bass geht nur mit Tuba«, sagte mein Oberschütze, und schon bekam ich eine riesige Es-Tuba verpasst. Gut, wenigstens kein Fagott. Das Mundstück war so groß, dass es beim Marschieren ständig vor meinem viel zu kleinen Schnabel hin und her rutschte. Allerdings muss ich gestehen: Ich habe fast nie geübt, die Tuba war für mich leicht zu spielen.

Die Anforderungen, die in der Heeresmusikschule an uns gestellt wurden, waren hoch: Neben dem Musikunterricht mussten wir eine ganz normale militärische Ausbildung absolvieren und zusätzlich die mittlere Reife machen. Da es eine Heeresmusikschule war, tru-

gen wir selbstverständlich Uniform – übrigens meine erste lange Hose – und mussten militärisch rapportieren: »Melde gehorsamst, Jungschütze Last beim Üben.«

Ich hatte ein kleines Aufgabenneft, in dem stand zum Beispiel: 8h, ÜK, Z 32, was bedeutete: acht Uhr, üben Klavier, Zimmer zweiunddreißig. Anschließend ÜT, Üben Tuba, anderes Zimmer. Die einzelnen Räume waren mitunter ziemlich weit voneinander entfernt, man musste schon mal mehrere Höfe durchqueren, um von ÜK zu ÜT zu gelangen. Aber müßiges Herumtrödeln war trotzdem nicht drin: Die Lehrer hatten die Wegzeiten genauestens be-

rechnet, und wer die vorgegebenen Spannen übertrat, bekam gleich den doppelten Notenberg aufgebrummt. An der Tür zu jedem Übungszimmer war ein kleines Guckloch angebracht, wie im Knast. Hin und wieder ging das Guckloch auf, und ein strenges Augenpaar kontrollierte, ob die Schüler auch fleißig am Lernen waren.

Eine der ersten Nummern, die ich am Streichbass spielen musste, war die Ouvertüre zur *Diebischen Elster* von Rossini: Noch heute sehe ich mich als junges Bürschchen im Übungsraum stehen und im Schweiß meines Angesichts endlose Reihen von punktierten Sechzehntel- und Zweiunddreißigstelnoten schrubben.

Der Unterricht war sehr trocken, kein Vergleich zu den Tagen bei meinem alten Meister Wellen. Ständig bekamen wir neue Noten



Zur Schonung der Fingerkuppen:
streichen statt zupfen.

vorgelegt, die wir sodann ohne Ende einstudieren mussten. Freies Spiel war ebenso verpönt wie die leichte Muse. Das Einzige, was man neben klassischer Musik noch gelten ließ, war die Marschmusik. Gemeinsam mit mir im Jahrgang war übrigens Horst Fischer, der später mit seiner »Goldenen Trompete« ein bekannter Solist in der Unterhaltungsmusik wurde.

Abends haben wir nebenbei gejaxzt, ich saß meist am Schlagzeug. Wir hatten natürlich keine Noten, aber wir kannten die Titel von den illegalen Radiosendern. Jazz war von den Nazis zur »entarteten Musik« erklärt worden und daher verboten. Also hatten wir irgendwelche nichts sagenden Partituren herumliegen und gaben den Stücken deutsche Namen: »Perdido«, eine Nummer, die ich mehr als 40 Jahre später mit meiner Band aufgenommen habe, hieß bei uns zum Beispiel »Mücke«.

Der Feldweibel kam tobend ins Zimmer: »Das gibt's hier nicht, hier wird nicht diese Negermusik gespielt!«

Wir aber mimten die Unschuldslämmer: »Melde gehorsamst, schauen Sie, das ist doch ein deutscher Titel!«

Damals konnte ich nicht ahnen, dass mir derselbe Trick drei Jahrzehnte später auf einer Tournee durch das Reich eines ganz anderen totalitären Regimes noch gute Dienste leisten sollte.

Abgesehen von dieser geringschätzigen, ablehnenden Nazihaltung gegenüber allem, was mit Juden oder Schwarzen zu tun hatte, blieben das Dritte Reich und seine Verbrechen – trotz der Uniformen – aus unserem Schulalltag weitgehend ausgespart.

An einem Sommertag im Jahr 1944 aber mussten wir alle antreten, etwas Wichtiges, Unerhörtes war geschehen: Man teilte uns mit, dass auf unseren Führer ein Attentat verübt worden war, ein ruchloses Verbrechen, dass aber die »Vorsehung unseren geliebten Führer gerettet habe« und so weiter und so weiter ... Ich hörte schon gar nicht mehr richtig hin. Für uns Schüler zählte die Musik,

alles andere hatte mit uns nichts zu tun – so dachten wir. Wesentlich deutlicher führte uns ein Besuch in einem Arbeitslager in Minden die Zustände im Dritten Reich vor Augen: Einer unserer Lehrer führte uns eines Tages dorthin, ich wusste nicht, warum. Wir gingen nicht hinein, aber wir sahen die Gefangenen, Deutsche und Ausländer, und wir sahen, in welchem schlechtem Zustand sie waren. Wir kehrten später nochmals ohne unseren Lehrer nach Minden zurück, wir hatten Brot dabei, das wir den Leuten über den Zaun zuwarfen. Wir hatten erkannt, dass diese Menschen schwerste Not litten.

Die Ausbildung in Bückeburg hätte aus mir einen Opernkapellmeister oder etwas in dieser Art machen sollen, und ich muss zugeben: Der Gedanke gefiel mir nicht schlecht. Doch der endgültige Zusammenbruch Nazi-Deutschlands vereitelte alle diesbezüglichen Ambitionen. Die Schule wurde im April 1945 geschlossen. So seltsam es klingen mag, bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir Jungs untereinander nie über das Thema Krieg gesprochen, wir waren jung, und wir waren so mit unseren Etüden und Quintenzirkeln beschäftigt, dass wir das Drama, das sich rund um uns abspielte, kaum zur Kenntnis nahmen. Vielleicht blendeten wir es auch einfach nur aus, um uns selbst zu schützen.

In den letzten Kriegswochen aber traf uns die tragische Realität mit voller Wucht: Alle meine Freunde und Jahrgangskollegen, die vor dem 1. April 1929 geboren worden waren, mussten mit dem letzten Aufgebot des NS-Regimes in einen sinnlosen, längst verlorenen Kampf ziehen. Ich hatte enormes Glück: Die siebzehn Tage, die ich »zu spät« zur Welt gekommen war, retteten mir wahrscheinlich das Leben, und ich durfte nach Hause.

Radio Days

Noch herrschte Krieg, und von Bückeburg nach Bremen zu gelangen, war daher gar nicht so einfach. Ich musste nach Minden, dort war der nächste Bahnhof. In Minden befand sich allerdings auch eine Abschussbasis für die von den Alliierten so gefürchteten V1-Raketen – dort waren meine soeben eingezogenen Jahrgangskollegen im Einsatz. Der Ort war also ein wichtiges Ziel für die anrückenden Engländer, und daher waren viele tausend Menschen auf der Flucht. Die Züge waren total überfüllt, um jeden Platz wurde erbittert gekämpft – wobei das Wort »Platz« nicht im Sinne von »Sitzplatz« zu verstehen war: Längst verkehrten keine Personenzüge mehr, wir mussten mit Güterzügen vorlieb nehmen. In diesem Chaos hatte ich mir zu allem Überdross noch den Fuß verstaucht, und so hatte ich panische Angst, nicht mehr nach Hause zu kommen. Schließlich gelangte ich so ziemlich als Letzter mit der Bahn von Minden nach Hannover; mit meinem verstauchten Knöchel hing ich außen an einem der Waggonen dran, es war eine wahrhaft Kräfte raubende Fahrt. Ich trug zwar Uniform, aber wir hatten einen Ausweis bekommen, auf dem stand: »Jungschützen sind keine Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes«. Das war sehr hilfreich im Umgang mit den Amerikanern und Engländern.

Als ich schließlich erschöpft und rußig in meiner Heimatstadt Bremen ankam, erwartete mich eine völlig zerbombte Stadt: Häuserruinen, Schutthalden, abgezehrte und verängstigte Menschen, die langsam aus ihren Kellern hervorkrochen. Das Entsetzen in ihren Blicken erzählte von dem Grauen der Bombennächte, von den vielen Toten, von Angst und Hunger und vom Verlust ihrer Existenz. Auf dem Weg durch die Trümmerfelder in die Helmholzstraße traf ich auf Nachbarn, die mir zuriefen: »Bei euch im Garten ist gerade

erst eine Bombe explodiert, das sieht gar nicht gut aus.« Geschockt und das Schlimmste befürchtend, rannte ich, so schnell ich konnte, nach Hause. Aber glücklicherweise stand das Haus noch, es fehlte nur ein Stück Mauer. Die Obstbäume, die mein Vater mühsam »für schlechte Zeiten« gezüchtet hatte, waren hingegen alle vernichtet. Meine Eltern waren jedoch am Leben.

Das Loch, das die Bombe in unseren Garten geschlagen hatte, benutzten wir gleich, um ein paar Dinge zu vergraben, von denen wir voller Naivität glaubten, dass sie besser unter der Erde aufgehoben seien: Meine Schuluniform, Vaters Jagdgewehr, und schließlich schleppte Mutter auch noch ihren falschen Schmuck an – den wollte sie sich um nichts in der Welt von fremden Soldaten abknöpfen lassen. Die kamen nämlich schon nach ein paar Tagen daher: Eine Hand voll Engländer wurde vorübergehend bei uns einquartiert. Monate später, als Engländer und Amerikaner unser Haus wieder verlassen hatten, mussten wir geradezu archäologische Forschungen anstellen, um unsere Schätze wieder auszugraben.

Noch in den letzten Kriegstagen wurde Bremen unter amerikanische Verwaltung gestellt. Die US-Soldaten wollten in ihren Kneipen ein wenig Stimmung haben – und irgendwie hatten sie Wind davon bekommen, dass die Familie Last in der Lage war, Musik zu machen. Also tauchte kurz nach meiner Heimkehr ein hünenhafter schwarzer GI in Uniform bei uns auf und bellte: »Do you play music?!« Er meinte wohl eher meine älteren Brüder, aber die waren beide noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Nur ich war da, der Jüngste.

Ich musste in seinen Jeep einsteigen und mit ihm in einen improvisierten Tanzklub fahren. Dort spielte ich dann eher schlecht als recht ein paar Nummern auf dem Klavier. Ich hatte natürlich keine Ahnung von den aktuellen US-Hits, aber das Tolle war: Ich bekam Noten – so genannte Hitkits – und entdeckte mit einem Mal eine

ganz neue, faszinierende Musikwelt. Da waren fantastische Titel dabei, wie »Nancy (With The Laughing Face)«, »Always«, »Don't Fence Me In« oder »Rum and Coca Cola«. Viele dieser Nummern habe ich im Laufe meiner Karriere mit meinem Orchester aufgenommen.

Als Honorar erhielt ich damals Zigaretten und Schokolade. Die Schokolade verteilte ich an die Kinder in unserer Straße, die Zigaretten hingegen waren so wertvoll wie Bargeld: Mein Vater tauschte sie gegen Butter und einmal sogar gegen ein Ferkel beim Bauern ein – Lebensmittel waren knapp, und auch in den Städten gab es nicht viel Essbares. Er transportierte das Ferkel im Rucksack nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Fahrrad heim; das war nicht ungefährlich, denn man durfte ja nachts nicht außer Haus. Deshalb fuhr er ohne Licht – und das Schwein grunzte den ganzen Weg lang. In unserer Waschküche schlachteten mein Vater und ich das arme Tier dann heimlich: ein wahres Fest in diesen mageren Zeiten.

Die Zigaretten, die ich von den Amis erhielt, hatten für mich aber noch eine andere Bedeutung: Sie waren meine erste echte Gage – und ich war somit unwiderruflich Berufsmusiker. Nie in meinem Leben habe ich mein Geld mit etwas anderem verdient als mit Musik.

Zu dieser Zeit, gleich nach dem Krieg, tat ich auch zum ersten Mal das, was mich später berühmt machen sollte: Ich arrangierte. Es handelte sich um die Begleitmusik für einen US-Dokumentarfilm mit dem Titel *The Hunters – Die Jagdflieger*. Ich bekam ein paar musikalische Skizzen vorgelegt und musste daraus eine elendslange Partitur machen. Ich glaube, ich wusste gar nicht, dass das, was ich da tat, »arrangieren« hieß, aber nichtsdestotrotz machte ich mich an die Arbeit und versuchte mein Bestes. Ich war gerade mal sechzehn Jahre alt, als ich mein erstes Arrangement schrieb.

Nach und nach kehrten die Musikerfreunde meiner Brüder von ihren Kriegseinsätzen heim. Die Idee lag nahe, eine Tanzband zu gründen und in den GI-Klubs aufzutreten. Zwar waren Robert und Werner selbst noch in Gefangenschaft, aber ich konnte ja immerhin den Bass spielen. Also war ich mit von der Partie. Das einzige Problem war: Ich hatte kein Instrument, da war guter Rat teuer. Schließlich marschierte ich schnurstracks zu einem meiner alten Lehrer und ersuchte ihn mit gespielter Verzweiflung um Hilfe: Ich würde so gern weiterhin Bass üben, ob er mir vielleicht sein Instrument leihen könnte? Der gute Mann überließ mir tatsächlich seinen Bass, und ich konnte nun auftreten: Malepatus hieß der Club, in dem ich mir einige Abende lang die Finger wund spielte. Zeigefinger, Mittelfinger, kleiner Finger – überall hatte ich Blutblasen. Ich war ja nur den Streichbass von der Klassik gewöhnt, und mit meinen 16 Jahren war meine Haut noch viel zu weich, um stundenlanges Gezupfe aushalten zu können.

In diesen Clubs ging es alles andere als gesittet zu: Die ohnehin nicht gerade zimperlichen GIs ballerten mit ihren Revolvern in Wildwestmanier in die Decke, der Whisky floss auch nicht zu knapp, die Stimmung wurde immer aufgeheizter, und schließlich trat einer dieser rauen Burschen mit seinen schweren Soldatenstiefeln so heftig gegen meinen Bass, dass das Instrument zu Bruch ging. Mit schlechtem Gewissen trottete ich zu dem armen Lehrer, der mir seinen Bass geborgt hatte, und legte ein peinliches Geständnis ab.

Mein nächstes Instrument musste ich mir nicht mehr mit Schwindeleien erschleichen: Die amerikanische Militärregierung beschlagnahmte schlicht und einfach einen Bass für mich.

Bei diesen Clubabenden spielten wir bis zum Zapfenstreich, und während die Soldaten beschwingt in ihre Quartiere zogen, mussten wir im Dunkeln unsere Instrumente zusammenpacken und sehen,

wie wir nach Hause kamen. Besonders ich mit meinem unhandlichen Arbeitsgerät hatte es da gar nicht so leicht. Aber die Sache lohnte sich: Wir bekamen Butter und immer wieder Zigaretten als Gage – und wenn die GIs gegangen waren, suchten wir das leere Lokal noch zusätzlich nach Kippen ab, aus denen wir dann »neue« Zigaretten drehten.

An einem dieser Abende erzählte mir ein Kollege von einem tollen Schlagzeuger, den er in einem Gefangenenlager in Bad Kreuznach kennen gelernt hatte: Der lief dort in britischer Uniform herum und durfte für die englischen Soldaten Musik machen – was in diesem als besonders streng bekannten Lager alles andere als selbstverständlich war.

Mein Kollege meinte: »Wenn dieser dufte Musiker erst mal wieder daheim ist, wäre er sicher eine klasse Verstärkung für unsere kleine Combo!« Und tatsächlich – als der »dufte Musiker« aus dem Lager nach Hause entlassen wurde, trat er sofort seinen »Dienst« bei uns am Schlagzeug an: Es war nämlich kein anderer als mein Bruder Robert! Auch Werner kehrte kurz darauf aus der Gefangenschaft heim. Über ihre Erlebnisse im Krieg haben meine Brüder nie auch nur ein Wort verloren.

Dennoch, wir drei waren nun endlich wieder ein Team. Der einzige Nachteil dabei war jedoch, dass ich nun die Anzüge der beiden, die mir mittlerweile ganz gut passten, wieder zurückgeben musste.

Ein höchst interessantes Betätigungsfeld eröffnete sich mir durch eine Annonce, die am Bahnhof von Bremen angeschlagen war: MUSIKER GESUCHT stand da zu lesen. Unterzeichnet war das Pappkartonschild von Hans-Günther Oesterreich, der heute zu Recht als der Begründer von Radio Bremen gilt. »Hänschen« Oesterreich war ein bemerkenswerter Mann: Während des Krieges leitete er im von den Nazis besetzten Belgrad den deutschen Europasender; obwohl er

RADIO BREMEN

Information Control Division

551

OMG for Bremen

APO 751

U. S. Army

This to certify that

~~Hans Last~~

is an authorized employee ~~free-lance worker~~ of Radio Bremen

Edward Berner
RADIO CONTROL BRANCH

Dieser Ausweis berechtigt NICHT zu freiem Eintritt in Theatern, Konzerten,
Kinos und ähnlichen Veranstaltungen

Mein Dienstausweis bei Radio Bremen.

damit natürlich Teil der NS-Propagandamaschinerie war, nützte er seinen entlegenen Posten aber geschickt aus, um entgegen der herrschenden Politlinie verbotene Musik zu senden, wie etwa Jazz oder Titel von jüdischen Komponisten. Gegen Kriegsende beantragte er bei der US-Militärregierung die Lizenz für einen eigenen Sender, die ihm Ende 1945 schließlich erteilt wurde. Und dafür suchte er nun Musiker.

All das wusste ich natürlich nicht, als ich in sein »Büro« kam: Es bestand aus einem Schreibtisch, den er unter einem Obstbaum in einem kleinen Garten platziert hatte. Ich stellte mich vor – und hatte Glück: Es gab noch keinen Bassisten in Hänschens Aufgebot. Meine Kollegen waren Friedrich Meyer, der spätere Ehemann von Margot Hielscher, am Klavier und Adalbert Luczkowski, den wir nur Albert Lutschbonbon nannten, an der Violine.

Am 23. Dezember 1945 ging der neue Radiosender aus einer kleinen Villa in der Schwachhauser Heerstraße erstmals auf Sendung – natürlich live. Drei gestimmte Wassergläser erzeugten die Tonfolge des Pausenzeichens, und Hans-Günther Oesterreich machte folgende Ansage: »Wenn Sie etwas rauschen hören, ist das keine fehlerhafte Schallplatte, sondern draußen regnet es.« Ganz ohne Tonkonserven kam der Sender aber doch nicht aus, und so wurde die Bevölkerung über Anzeigen im damals bereits erscheinenden *Weser-Kurier* aufgefordert, Schallplatten zu spenden. Innerhalb von nur wenigen Tagen stapelten sich in der Villa des Senders unzählige Schellacks, die von den begeisterten Bremern gesammelt worden waren.

In den ersten Monaten des Jahres 1946 kamen immer mehr Musiker aus der Gefangenschaft nach Hause, und so entstand – unter der Leitung von Friedrich Meyer – schließlich das erste Tanzorchester von Radio Bremen. Wir spielten Schlager und amerikanische Tanzmusik; besonders angetan waren wir von dem unverkennbaren Sound Glenn Millers: »American Patrol«, »In The Mood« und die romantische »Moonlight Serenade« waren unsere Favoriten. Mitte der 70er-Jahre produzierte ich dann ein Album, das mich an diese Zeit erinnerte: Es hieß *In The Mood For Trumpets* und war meine Art von Hommage an Glenn Miller.

Bald bekamen wir ein neues Studio: Das Bremer Funktheater war ein altes Kino, das notdürftig an die Erfordernisse der Akustik angepasst wurde – ein dicker, schallschluckender Teppich, ein paar lange Stoffbahnen, mit denen man die Rhythmus-Section akustisch vom Rest des Orchesters trennen konnte – und eine große Blumenspritze, mit der dafür gesorgt wurde, dass die Luft in dem improvisierten Studio nicht allzu trocken wurde.

Bei unseren Radio-Livekonzerten machte ich erste Erfahrungen im Umgang mit einem Konzertpublikum: Es genügte nicht, nur einfach das Instrument zu spielen, man musste dazu auch noch »schau-

spielen«: Mit verzücktem Gesichtsausdruck und rhythmisch wippendem Kopf, scheinbar atemlos über den Bass gekrümmt, swingte ich durch das Programm. Und siehe da – meine Anstrengungen trugen mir im Mai 1947 die erste Erwähnung meines Namens in einer Kritik des *Weser-Kuriers* ein, in welcher der Kritiker die Metapher »Eisenbahn« gewählt hatte, um das Konzert zu beschreiben: »Bummel-, Personen-, Schnell- und D-Züge vertrat das brillante, rhythmisch exakte Orchester unter der Leitung Hans Rehmstedts. Auch gab es verschiedentliche Zwischenaufenthalte durch Cornelis op den Zieken am Klavier, Günther Schnittjer, Gesang, und Hans Last am Bass.« Punkt. Das war nicht gerade eine berauschende Lobeshymne, aber es war ein Anfang.

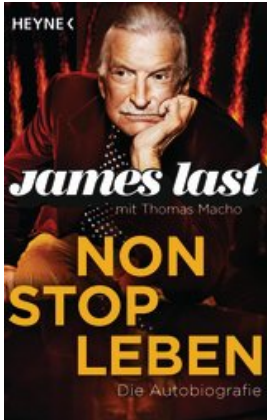
Neben dem großen Tanzorchester sollte es auch eine kleinere Besetzung für leichtere Musik geben: So gründeten wir das Last-Becker-Ensemble, bestehend aus Karl Heinz Becker, Trompete, Alfred Andre, Saxophon, meinen Brüdern Werner, Akkordeon, und Robert, Schlagzeug. Ich stand natürlich am Bass.

Wir arbeiteten nicht nur für den Funk, wir tingelten auch in unterschiedlichen Besetzungen durch die Lande und spielten bei diversen Tanzveranstaltungen auf. Der Holländer Cornelis op den Zieken, der uns gelegentlich am Klavier unterstützte, hatte einen Gig in der Kleinstadt Cloppenburg angenommen, doch leider wurde mein Bruder Robert krank, also fehlte uns ein Schlagzeuger.

Ich schlug meinen Vater als »Ersatzmann« vor.

»Was?! Euren Vater?!«

Vadder war Jahrgang 1889, das hieß, er war an die sechzig Jahre alt und für uns zwanzigjährigen Bürschchen ein echter Methusalem. Ich aber erzählte ihm, worum es ging, und er war sofort Feuer und Flamme: »Da muss ich proben!« Er baute in der Küche sein Schlagzeug auf, ich sang ihm die Titel vor, und er übte. Eine Nummer hieß »Cumana«, ein schneller Titel im Samba-Rhythmus. Und Vater Louis



James Last, Thomas Macho

Non Stop Leben

Die Autobiografie

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-60352-3

Heyne

Erscheinungstermin: März 2015

»Wenn ich am Ende eines Konzerts von der Bühne abgehe und mich von meinem Publikum verabschiede, rufe ich meistens ins Mikro: ›Wir sehen uns wieder, bis in zwei Jahren!‹ Bis jetzt habe ich dieses Versprechen immer eingehalten.

Vielleicht ist das ja fast so etwas wie ein Beschwörungsritual, vielleicht will ich damit das Leben überreden, immer weiterzugehen – das Musizieren hört nie auf.«

James Last

Längst ist er Kult: James Last, der ungekrönte König des »Easy Listening«. Seit Beginn seiner Karriere in den frühen fünfziger Jahren hat er die Welt erobert und mit unzähligen Stars der Musikgeschichte gearbeitet – von Les Humphries bis Astrud Gilberto, von Freddy Quinn bis Céline Dion, von Milva bis Jan Delay. Die Lebensgeschichte eines Ausnahmekünstlers, der seit über 60 Jahren auf den Konzertbühnen dieser Welt steht.